

Kriegsgefangener auf Gibraltar und der Insel Man.

Tagebuch eines Amerikaners. Von Dr. Chas. L. Sarfmann.

112. Fortsetzung.)

Eines Tages, als andere Militärs zu Besuch kamen, ordnete der Kommandant eine Prozession von fünfzig furchtsamen Juden an, welche in einer Reihe, mit dem Rabbiner im Anführer an der Spitze, Paradeplatz aufzuführen mußten. Die Musik spielte dazu auf, und die hohen Herren schauten sich dies von einer Tribüne an.

Die jüdische Gemeinde Londons mit Lord Rothschild leitete bedeutende finanzielle Beiträge, damit die gefangenen Juden in Gibraltar leben könnten, und um denselben kleinere Leistungen zu verschaffen. Damit dies aber nicht als reine Almosen erkaute, ließ die Bekämpfung getroffen, daß jeder jüdische Gefangene einen Schilling pro Woche zu den Kosten beiträgt. Außerlich suchten die meisten den Weg von eigenem Geld zu beschaffen. Sobald sie von den anderen Lagern nach hier gebracht worden, kamen sie vor den Kommandanten, welcher ihnen nach seinem gewöhnlichen Sprachgebrauch die Frage stellt: Sie wissen, haben Sie Geld?

Um Gottschwiller, Herr Kommandant, nicht einen Penny! Der Kommandant: Kein Geld, kein Futter. Sein Nebenmann dadurch gezwungen, fragt, als der Kommandant dieselbe Frage wiederholt:

Ja, lieber Herr Kommandant, ich habe ein paar Schilling. Sehr gut, Korporal, lassen Sie den Mann sofort ab und führen Sie ihn von seinem Geld die Haare schneiden. Kurzlich war das jüdische Neujahr. Die Juden sagten, man könne kein Neujahr feiern, wenn das Widderschorn nicht geduldet würde. Sie wollten kein Widderschorn von London kommen lassen. Es wurde ihnen erlaubt. Zwei der Leute mußten ihren Tag auf sechs Stunden nach dem Streifen, um das Widderschorn dorthin zu liefern. Es war fürchterlich. Der Kommandant gab ihnen vierzig Tage Frist, um sich im Widderschorn zu perfekt zu machen und ihm etwas vorzulegen. Nach einer Minute erkrankte er von seinem Staube und nahm die Flucht. Danach werden die vier Virtuosen ihr ganzes Leben fols sein.

Dies und noch eine Anzahl anderer Geschichten werden mir von dem Kapitän des Widderschorns erzählt. Er sagte mir: Vor einigen Tagen war fürchterlicher Kravall unter ihnen. Einer hatte sich auf einem folgenden Keller Schweinefleisch gebraten, jetzt ist natürlich das ganze Gefolge krank. Da unter denselben nicht nur orthodoxe, sondern auch reformierte sind, so nahm jeder für oder gegen Paris. Allgemeine Schlägerei, die Wache mußte einschreiten.

Religionskriege hatten öfters keinen besseren Ursprung. Das allernächste Original, das sich bei mir befindet, ist dem Judenortel beizufügen, in demselben Compound in Knodolose gewesen. Dort ging er den ganzen Tag in schwarzem, feingewebtem Gewand, dem Spagierstock mit goldenem Knopf in der Hand, auf dem Spielplatz auf und ab, ohne mit einem anderen zu reden. Er hat ein Glasauge, das hart und unheimlich auf jeden gerichtet schien. War kein Jude, gab sich aber als solcher aus, ging selbst mit zur Synagoge. Dabei trug er germanische Züge, sondern gefälschter Schmutz, hohe Figur, ganz ausgezeichnete Manieren, und obwohl er mir nie viel von seinen Geschichten erzählte, hat er immer die Welt in allem möglichen Teilen der Welt zugebracht. Er ist, was man in England einen "Gentleman of independent means" nennt. Ich sprach ihm französisch an, was ihm besonders schmeichelt, denn er begann sofort eine sehr lebhaftes Konversation im reinen Akzent der "Boulevardiers".

Gestern kam von Knodolose ein weiterer Transport mit sechsundzwanzig Juden für das obere Camp. Kommandant war darunter. Der Kommandant schaute ihr stumm an und sagte: Eine Mißgeburt, niemals habe ich einen solchen ruffischen Juden gesehen, mit gewöhnlichem Schmutz, gerade Nase und grauen Klauen. Ich war zufällig auf dem Wege, um die Erlaubnis für die Abführung eines Gefangenen zu erbitten.

Kommandant: Man hat Sie mit schon von Knodolose aus als Judenmilitanten kennengelernt. Wie kommen Sie dazu, sich als Juden auszugeben? Religion ist meine Privatangelegenheit und die jüdische Religion sagt mir am meisten zu. Deren religiöse Beobachtung wird viel vernünftiger und die Gebote derselben sind nicht so schwer zu befolgen wie die christlichen. Ich habe seit meiner Jugend immer geglaubt und will es auch in der Gefangenschaft nicht ändern tun.

Kommandant: Wie leben in einem Lande, in dem sich jeder seine Religion auszuwählen darf, aber hier in Gefangenschaft haben Sie kein Recht, es auch in jeder Beziehung zu tun. Sie sind hier in der Gefangenschaft. Sie haben keine Freiheit, man hat bei seiner Geburt versprochen, etwas abzugeben. Wir wollen ihn jetzt zum vollständigen Juden machen. Lassen Sie auch sofort Wache und Verbandszeug bringen. Kommandant wurde bleich. Er sagte, daß er vorzöge, nach Knodolose zurückzugehen, um komplett zu bleiben. Mit mir machte sich der Kommandant stets denselben Spaß. So oft er mich sah, fragte er: Doktor, warum schleppen Sie Ihr Bein?

Ich leide außerordentlich an Arthritis und war in Knodolose fast gänzlich gelähmt. Da kamen Sie hier nach dem richtigen Rezept. Douglas ist eine ganz vorzügliche Heilmittel gerade für solche Fälle. Zumindest von zwei Leuten habe ich Kenntnis von derselben Krankheit kuriert, sie werden niemals wieder nach Hause gehen. Nachdem ich diesen Weg drei, oder viermal gepробiert hatte, wurde es mir doch ein bißchen zu viel, und ich sagte ihm: Schön, Herr Kommandant, für Ihre Güte ist ein gutes Zeugnis. Ich werde Ihnen ein gutes Zeugnis ausstellen.

Er wurde plötzlich sehr ernst, schaute mich mit zusammengekniffenen Augen an und überlegte nachsinnend: Soll ich den Kopf hinüberwerfen oder darüber nachdenken? Der Kapitän Dr. Robert Marshall, mit dem ich sehr befreundet bin, erfragte die Situation und sagte: Kommandant, lassen Sie sich lieber ein Honorar von hundert Pfund von ihm geben, statt des Arztes. Am nächsten Tag er... In seiner Art ist er ein wirkliches Original, das haben wir auf solchen mehr wie genug. Er ist derselbe, Hermann Kallenbach, ein extremer Vegetarianer, hätte mich durch sein Beispiel fast zu seiner Lehre bekehrt. Er ist die personifizierte Menschlichkeit, hat sich als eine große Kraft der Gelassenheit erwiesen, die Kranken Gefangenen im Hospital mitleidig und verständnisvoll zu hören, erwiderte auf seine Fragen eine verständliche für über zehnjährige Hölle und Antarktis-Reise. Von morgens früh bis spät abends ist er im Interesse der anderen beschäftigt. Niemals ist er ein Tag, so laßt er, hat zu sagen: Können Sie nicht abgeben, Sie bummer Jungel! Bittet selbst um Entlassung und macht sich den anderen dadurch zum Freund. Jeder im Lager hat ihn lieb und das Beispiel der Selbstlosigkeit, anspornenden Humanität ist in der Tat auf den Charakter der Leute hier eine schätzbare Wirkung aus. Er ist natürlich Vegetarianer, lebt meist von Nüssen, tauert und trinkt nicht, trägt in dieser tanzen Jahreszeit weder Kragen noch Unterwäsche, ist aber dabei kerngesund, hat wie ein Aesopische. Natürlich schließt er im Zell. Hüfte für eine veraltete Zivilisation. Er hat lange Jahre in Südafrika und Indien gelebt, ist verständig und hatte vor Ausbruch des Krieges in England eine Ferkel-Farm gegründet. Ganz unerschütterlicher Optimist, glaubt, daß in jedem Menschen eine gute Seele lebe, die nur ein bißchen abgedunkelt zu werden braucht, um in blendendem Gloriosa zu strahlen.

Ein anderes Original läuft im abgetragenen Gewand mit einer Brille auf der Nase den ganzen Tag den Spagierstock in der Hand, auf dem Spielplatz auf und ab, ohne mit einem anderen zu reden. Er hat ein Glasauge, das hart und unheimlich auf jeden gerichtet schien. War kein Jude, gab sich aber als solcher aus, ging selbst mit zur Synagoge. Dabei trug er germanische Züge, sondern gefälschter Schmutz, hohe Figur, ganz ausgezeichnete Manieren, und obwohl er mir nie viel von seinen Geschichten erzählte, hat er immer die Welt in allem möglichen Teilen der Welt zugebracht. Er ist, was man in England einen "Gentleman of independent means" nennt. Ich sprach ihm französisch an, was ihm besonders schmeichelt, denn er begann sofort eine sehr lebhaftes Konversation im reinen Akzent der "Boulevardiers".

Denen für die Schaffung neuer Rassen. 12. November 1915. Habe heute Daubert, L'Evangeliste wieder einmal benützt; vorher Abel Herman, Les Confessions d'un homme d'aujourd'hui gelesen. Wie gefühlvoll und unauffällig der Stil des letzteren mit seiner prägnanten Pseudo-Philosophie, wenn man ihn gegen die Arbeit, den Entschluß und prägnanten Ausdruck, die Herzensgüte des ersten stellt, den man bummerweise mit Dantes Vergleichen hat. Wie kann man nur die finessé d'esprit Dauberts mit der vulgären Redensart der Tugenden des letzteren auf dieselbe Stufe stellen!

Aber um zu lesen muß man lange suchen, um einen verstandenen Platz zu finden, wo man den ewigen Kampf der Friedensmächten, der Gerichte und besonders den nie endenden Begründungen und Schwierigkeiten entgegen kann. Für mich ist die Gefangenschaft das Allerprägnanteste, niemals allein zu sein, stets andere um sich herum zu haben, den ganzen Tag nicht zur Ruhe, zur Besinnung kommen zu können und dabei die feste Frage, die man sich nicht aus dem Kopf schlagen kann: Quousque tandem — wie lange noch?

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Mittwoch, 10. November 1915. Wurde heute von einigen der Herren zu einem Dinner eingeladen. Wir hatten einen separaten mit Blumen geschmückten Tisch, blendend weißes Geschir, eine gebrauchte Martinisflasche mit Rosen, Plum-Pudding und allerlei Dessert. Für arme Gefangene nicht so schlecht.

Wir unserer Tischgenossen, wieder von Knodolose gekommen, brachte uns die Nachricht, daß dort vor einigen Tagen der Gefangene immer verwundet worden. Ein Soldat wurde plötzlich infolge eines Schusses in der Nähe des Stadtrandes mehrere Leute ruhig zusammenrufen und schoß blind darauf los. Der Kommandant ließ sämtliche Gefangenen des Lagers zusammenrufen, erklärte ihnen das Geschehene, bedauerte das Verhalten des Mannes und tat Abbitte im Namen der gesamten Obrigkeit des Lagers. Ein Gentleman!

Dienstag, 16. November 1915. Ich ging heute zu einem Vortrag des Herrn Dr. H. Siemer über "Kreuz und künstlerische Wirkung". Der Vortrag ist ein Teil eines Vortrags, an welchem fünfzig Personen teilnahmen, und der in einer unserer Höhlen abgehalten wird, da öffentliche Vorträge der Natur unterworfen sind. Dr. Siemer hatte bereits früher mit der letzten seine Unannehmlichkeiten. Das Programm und die Synops aller öffentlichen Vorträge müssen erst dem Kommandanten zur Bewilligung vorgelegt werden. Siemer hatte in einem seiner Vorträge auch den Sozialismus berührt; die Erörterungen desselben sind, wie die aller politischen Fragen, verboten. Ein im Saal anwesender Herr hatte fotografische Notizen gemacht. Siemer wurde zum Rapport befohlen und erhielt vierzehn Tage Disziplinarstrafe. Nach drei Stunden ließ ihn der Kommandant wieder heranzufahren.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über ihre Sorglosigkeit vor dem Krieg, über ihre Leidenschaft, die sie das Wort nahm und verzehrte, wo sie es fand und nicht um ein Wort bangte, wird schwächer. Zwei Jahre ist eine lange Zeit... Die Angehörigen vieler haben sich in ihre traurige Lage hineingefunden und schloßen sich schließ und recht ohne den Empfänger durch.

Die Zeit verbringt in der Debe des Lagerlebens, das seinen Wertverlust mit fast pathologischer Strenge. Sie raucht fort mit ihren gewöhnlichen Pfeifen, nimmt uns in ihre Arme und trägt uns einer besseren Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der wir wieder freies Körper und Geist bewegen können, in der wir wieder freigelegt werden können. Denn das haben wir in der Gefangenschaft verlernt. Die schnelle Lade, die sich hier ausbreiten von unseren Lippen läßt, hat mit dem glücklichen Leben der Freiheit nichts gemein. Sie ist eine Entladung der eigenen Spannung, in der wir uns befinden. Man kann im Geiste die Stille der Freiheit genießen, wenn man nicht findet. Unsere eifrigen Theaterbesuche und wackeren Musiker versuchen manchmal, uns aufzuheitern, und wirklich gelingt es ihnen zuweilen, unsere starren Züge zu entspannen. Aber ist der Vorhang gefallen und die Musik verhallt, ergreift uns doppelt das Gefühl der Einsamkeit. Immer gebieterischer wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat.

Man wird dadurch in einen ständigen, nervösen Gesundheitszustand versetzt, der sich nicht besser beschreiben kann, als durch den Schmerzhaftigkeit eines meiner Leidensgenossen in der Knodolose Lagerstätte.

Raffines laufen die Gefangenen am Stadtrand hin und her. Auf und ab treibt sie die Aufregung, die in ihnen wohnt. Man sollte denken, es müßte sich umgeben sein in den Herzen von Menschen, die so viel Zeit haben. Doch so langer Gefangenschaft sollten sie ruhig, phlegmatisch geworden sein. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was man auch anfängt, trägt den Stempel hoher Nervosität. Nichts scheint uns zu gelingen, nichts kann uns zufrieden stellen. Schon so lange zum Nichtstun verdammt, haben wir jeden Nachmittag verloren. Wenn wir früher ein Buch lasen, verlagten wir uns gern mit diesem oder jenem Hebel. Wir verlagten die Frage zu ergründen, was wir in ähnlichen Lagen getan hätten und das Buch sagte uns darüber zu kritischen Vergleichen an. Hier sind die letzten Gefangenen, die ihre Selbstbestimmung verloren haben. Warum könnten wir uns nicht in unserer Abgeschlossenheit von der Welt weihen? Ist unsere Individualität nicht beinahe untergegangen? Unsere Phantasie schläft. Die ehemals große Freude am Lesen ist uns genommen. Wenn man bedenkt, daß die Mehrheit von uns draußen durch ihre beruflichen Pflichten einseitig gebunden war und die deshalb für ein einseitiges Berufsleben die Leihreife offen stand, so kann man ermaßen, was der Verlust für sie bedeutet. Man lüftet herum, verliert sich in Ärgereien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsgespräch. Diejenigen, die ihre letzten Beruf, wenn auch nur in sehr geringem Maße, ausüben können, sind etwas glücklicher daran als die anderen. Aber deren gibt es wenige. Leute, die draußen neben ihrem Geschäft einer Liebhaberei fröhnten, wie Musik oder Malerei, kommen am besten über schwerer Stunden hinweg. Sie helfen im Orchester oder spielen und zeichnen in der Stille. Die Sorgen um die Verbin draußen quälten uns immer noch, aber die ständige Seelenangst stumpfte doch allmählich ab. Große Müdigkeit, über die wir keine Kontrolle ausüben konnten, haben uns in die Ecke gedrückt; wir sind wie Strahl am Ufer des Meeres. Das Bedauern vieler über